

## GEGENSTANDPUNKT

Politische Vierteljahresschrift

### Vortrag mit Diskussion

Donnerstag, 13. Juli 2006, 20.00 Uhr

K4 im Künstlerhaus, Festsaal, Nürnberg, Königstr. 93

**Deutschland im WM-Fieber. Das Volk spielt schwarzrotgold verrückt. Politik und Presse sind begeistert:**

### „Endlich werden die Deutschen normal!“

Hätten Sie's gedacht, dass so etwas in Deutschland möglich ist – dem Land der Krise, des Sozialabbaus, des Angstparens und der Miesepetrigkeit? Im Ton des Triumphes bekommt das Volk über alle Medienkanäle Beweise seiner nationalen Gesundheit vor Augen geführt, damit auch der Letzte kapiert, was angesagt ist: Jetzt drehen wir durch – so wunderbar, wie wir es bisher, neidvoll und erstaunt, bei Amis, Türken, Italienern und eigentlich allen anderen Nationen haben bewundern müssen. Nationalflaggen an Autos und Wohnungsfenstern wie zuletzt unter Adolf, in Nationalfarben bemalte, in die Flagge gehüllte Idioten, die Siege der deutschen Elf fordern und sich überglücklich geben, wenn sie eintreten; ebenso gut spielen sie die stolzen Gastgeber der Welt, die gerade bei Freunden ist. Fans und Passanten zeigen den Gästen „unser“ schönes Land, oder den Weg zur nächsten U-Bahn-Haltestelle, vor allem aber sich selbst als zugleich selbstbewusst deutsch und weltläufig: Man gratuliert den Ausländern zu ihrer Nationalität, zur Wahl ihres Reiseziels und lädt sie ein, „to join the party“! Die Gäste nimmt man als genau das zur Kenntnis, was man selbst sein will und worauf man sich hingeschminkt hat: als lebende Nationalfähnchen, sonst gar nichts mehr.

Endlich, seufzen Präsident, Kanzlerin und andere Träger der Macht, endlich ist das Volk so, wie es gehört. Da ist er, der Patriotismus, den „wir“ brauchen und bisher vermissen mussten. Politiker geben sich freudig überrascht vom Eintreten des nationalistischen Rauschzustands, dessen Anheizen mit einer Fußball-WM im eigenen Land eigentlich gar nicht misslingen konnte – für dessen Gelingen sie diesmal allerdings mehr Aufwand getrieben haben als je zuvor. Man hat nichts dem Zufall einer Stimmung überlassen, von der man sich nun überraschen lässt.

#### Internationale Fußballturniere – zuverlässige Aufputzmittel des volkstümlichen Nationalstolzes

Mit dem Ausrichten der Weltmeisterschaft in der beliebtesten Zuschauer-Sportart spendiert die Obrigkeit dem Volk die Gelegenheit, seinen Nationalstolz auszuleben und nur so zum Vergnügen zum Deutschland-Fan – ausgesprochen: zum Fanatiker der Nation – zu mutieren. Elf Spieler aus dem eigenen Land treten auf dem Rasen gegen das Team eines anderen Landes an, und die Zuschauer auf den Rängen und vor den Bildschirmen gucken in unbedingter Parteilichkeit zu. Man hält zu „seiner“ Mannschaft, feuert sie an; und die gibt der Fangemeinde mit gelungenen und misslungenen Aktionen auf dem Spielfeld immer neuen Anlass, sie zum Sieg zu brüllen. Selbstverständlich kommt es nicht oder erst in zweiter und dritter Linie auf ein schönes Spiel an; in erster Linie aber auf Sieg und Triumph der eigenen Seite. Ein glanzvolles Abschneiden der deutschen Elf ist „unser“ Recht und deren Pflicht. Entsprechend streng werden längst vor dem Turnier die Fußball-Helden öffentlich überwacht, wird ihre Fitness, ihr Team- und Kampfgeist, sowie die Strategie des Trainers einer kritischen Begutachtung von schier jedermann unterzogen. Sollten sie ihre Pflicht zum Sieg verletzen und vor dem Endspiel ausscheiden, würde sich die Heldenverehrung an ihren Lieblingen giftig rächen. Dass die Gegner auch Fußball spielen können und vielleicht besser, wird als eine Ausrede durchschaut, die „unsere“ Fußballnation nicht akzeptieren kann. Die Gesichtspunkte für das Scherbengericht über die überbezahlten Flaschen liegen alle schon vor: Klinsmanns unpatriotischer Wohnsitz, seine amerikanischen Psycho-Touren,

Ballacks italienisches T-Shirt, Podolskis Unkenntnis der Hymne. Dieses Anfeuern, Richten und Rechten mag unterhaltsam finden, wer will; um Unterhaltung im landläufigen Sinn geht es nicht. Das größte Volksvergnügen seit langem ist kein Spaß. Aber vorerst siegen „wir“ ja – und so lange jedenfalls sind „wir“ ganz locker und fröhlich.

Wenn sich Nationen getrennt von ihrer alltäglichen Konkurrenz um Geld und Macht zum Zeichen der Völkerverständigung im sportlichen Wettkampf engagieren, dann geht es in diesem Kampf um nichts – außer um die sportliche Ehre der Nation. Das ist nicht wenig – es ist vielmehr das Prinzip des zwischenstaatlichen Verkehrs selbst, ausnahmsweise getrennt vom politischen und ökonomischen Stoff dieses Verkehrs. In allem, was Nationen einander aufdrücken und abverlangen, fordern sie nämlich die Respektierung der eigenen Ansprüche durch die Gegenseite; sie soll als Recht anerkennen, was sie sich bieten lassen muss. Der Zustand dieser Anerkennung ist der liebe Frieden zwischen den Staaten. Dem Ringen um die – stets ungenügende, immer wieder bestrittene – Anerkennung dessen, was die Nation ist und meint beanspruchen zu können, unterwirft sie von den obersten vitalen Interessen bis herunter zum letzten Blödsinn alles, was Gegenstand des Verkehrs mit ihrgleichen werden kann. Kunst, Kultur, die Küche wie eben auch Sport und Spiel werden Objekte der Selbstdarstellung der Nation nach außen, mit denen sie Ehre einlegt und Ehre einfordert. Mit all dem präsentiert sich ein Land der Welt, möchte renommieren und Respekt ernten.

Nach innen ist die Selbstdarstellungs-Konkurrenz der Staaten ein Angebot ans Volk, sich für die Ehre der Nation einzusetzen und an dieser Ehre teilzuhaben. Wenn der Bürger zum Fan der Nationalmannschaft wird, ihren Sieg fordert und ihn mit Freudentänzen und Hohn und Spott für die Unterlegenen feiert, dann macht er sich mit seinem Gefühlsleben zum Teil des nationalen Ganzen und genießt dessen Erfolg, als ob's der eigene wäre. Im Sich-Einreihen in die nationale Unterstutzerfront, im Erleben und Zelebrieren der Volkseinheit, in der Feier des eigenen, überlegenen nationalen Kollektivs besteht, was die Teilnehmer ein Vergnügen nennen. Auch diese Glücks-Erfahrung machen die Volksgenossen nur jenseits des bürgerlichen Alltags, in dem sie gegeneinander konkurrieren und gar nicht „einig Vaterland“ sind; in dem ihr Volkstum im Wesentlichen darin besteht, Objekt des Regierungshandelns zu sein, sie also manch unzufriedene Erfahrung mit den Entscheidungen machen, die andere über ihr Leben fällen. Wenn die Regierten aber von allem abstrahieren, was ihr soziales und ökonomisches Dasein ausmacht, wenn sie gar nichts mehr wollen als „Deutschland vor!“, dann sind sie mit allen Volksgenossen eins; erst dann wollen sie etwas absolut Anerkanntes und Unwidersprechliches und dürfen die Wärme der Volksgemeinschaft genießen, die sie im Alltag eher als verpflichtende Zwangsgemeinschaft erleben.

#### Vorkehrungen fürs Gelingen der nationalistischen Party der Nationen

Damit das Gemeinschaftserlebnis sich zuverlässig einstellt und Stimmung aufkommt, haben die volkspädagogischen Veranstalter es von Anfang an nicht bei der Organisation der Sportveranstaltung belassen. Es wäre ja auch schade, wenn der nationale Rausch nur die begrenzte Anzahl der Schlachtenbummler in den Stadien befallen würde. Das ganze Volk soll

feiern, die Spiele nicht isoliert vor dem heimischen Bildschirm betrachten, sondern in Massen zusammenlaufen und sich wechselseitig anheizen. Dafür hat man überall Großbildleinwände aufgestellt und Fan-Meilen eingerichtet. Vor einer Leinwand stehen nun 1000 Fans, die das Spiel garantiert nicht mehr sehen können, und daher gleich ohne den Umweg des Sports zu der Sache kommen, um die es geht: *Die Fans feiern ihr Fantum*, ihre schwarz-rot-goldene Maskerade, die Anfeuerungsgesänge, die sie auch ohne Adressat begeistert skandieren, und eben ihre Verbrüderung mit Gleichgesinnten. Nicht wenige der Millionen, die sich in den Partyzonen versammeln, bekennen, dass sie der Fußball gar nicht interessiert; sie feiern einfach sich als Deutsche: ihre unbedingte, grundlose, lautstarke Parteinahme für ihr Land.

Zugleich haben die Fans nun auch schon monatelangen Benimm-Unterricht hinter sich, damit der losgelassene Fanatismus auch mit der Rolle Deutschlands als Gastgeber der Welt kompatibel bleibt. Hooligans und die rechten Patrioten gehören ausgegrenzt, Ausländer nicht! Nach Abpfiff ist das Spiel vorbei und auf den Straßen wird gefeiert, nicht das Torergebnis korrigiert! Das haben sich die Liebhaber deutscher Triumphe bisher halbwegs zu Herzen genommen – noch siegen „wir“.

Da sind aber auch noch die Fans der anderen Vaterländer, deren Helden Zug um Zug einpacken und heimfahren können – und von BILD und ihren Lesern noch ein paar Spottgesänge ihre nationale Impotenz betreffend mit auf den Weg bekommen. Der Kampf um nationale Ehre, Ehrerbietung und Ehrabschneidung – das ist die Kommunikation der Völ-

ker, wenn sie zur festlichen Gelegenheit in Kontakt kommen. Die Ehre des eigenen Kollektivs auf Kosten der Selbstachtung des anderen zu vergrößern; von dessen Fans zu fordern, Beleidigungen auf sich sitzen zu lassen, weil alles ja nur Spaß sei; Schlägereien; nachfolgende Versöhnung und Verbrüderung der stolzen Fanatiker ihrer Vaterländer unter ausgiebiger Respektsbezeugung vor den nationalen Symbolen der anderen – und dann alles wieder von vorne. Diese Völkerverständigung ist allemal für Gewaltausbrüche gut. Zum friedlichen, freundlichen, weltoffenen Fest der Nationen lässt sich auch das ausgestalten; sofern der Gastgeber genug öffentliche Gewalt vorrätig hält. Das größte Polizeiaufgebot aller Zeiten hält den Frieden der Spiele und die gute Stimmung in den WM-Städten aufrecht – sogar britische, holländische, polnische Uniformierte wurden ins Land gerufen, um ihre weltweiten Fußballfreunde zu zähmen. Den Behörden ist eben völlig klar, dass sie den nationalistisch aufgeheizten Pöbel vorbeugend in Schach halten müssen, damit er seine Rolle im Völkerverständigungsspektakel spielt. Wenn man die unschöne Seite des Nationalismus unterdrückt, kann er fast wie eine kosmopolitische Umarmung der ganzen Welt aussehen.

#### Bloß eine schöne Party: Unbedenklichkeitsbescheinigung für den neuen Patriotismus

Weil das bisher gut funktioniert, geben sich die Organisatoren des Events nicht nur freudig überrascht, sondern geradezu beschämt und

**Fortsetzung Seite 4, Spalte 1 oben**

#### Die freie Presse

### Schule des Nationalismus

*So richtigen bösen Nationalismus kennt unsere demokratische deutsche Leitkultur bekanntlich nicht. Politische Vorurteile sind ihr überhaupt fremd. Ihre Leitsterne sind objektive Information und freie Meinungsbildung. Um beides kümmert sich professionell eine freie, weltoffene Presse. Die berichtet sachlich und unterscheidet objektiv Wichtiges vom Unwichtigen; und bei der Herstellung einer gebildeten Meinung lässt sie ihre Leserschaft auch nicht im Stich. Sie begleitet ihre Berichterstattung mit Interpretationsangeboten, drängt niemandem etwas auf – und vollbringt damit eine Leistung, von der staatliche Propagandaministerien nur träumen können: Mit größter Selbstverständlichkeit und unter Wahrung jeden Respekts vor der privaten Urteilsbildung vereinnahmt die „vierte Gewalt“ ihr Publikum für den Standpunkt, von dem aus hierzulande wichtig und unwichtig geschieden, sachgerecht kommentiert und vernünftig gemeint gehört. Für einen nationalistischen Blick aufs Weltgeschehen wirbt sie nicht – sie praktiziert ihn:*

Eine seriöse Zeitung nimmt ihre **journalistische Verantwortung** bis ins Letzte bitter ernst. Dieses hohe Ethos gebietet als erstes *sachliche Information*. Das bedeutet vor allem – schließlich geht es nicht um Naturereignisse, sondern um gesellschaftliche Vorgänge –: Information *aus erster Hand*. Man lässt daher die jeweils Zuständigen, die im jeweiligen Zusammenhang *wichtigen Leute* zu Wort kommen; lässt sie, die Macher, in möglichst komprimierter Form, aber auch schon mal in langen Interviews *authentisch* erläutern, wie, nämlich *wie gut* sie meinen, was sie tun, und wie wichtig es für die jeweils betroffene Allgemeinheit ist, dass ihnen gelingt, was sie sich vornehmen. Zu diesem ersten Gebot objektiver Berichterstattung aus dem Zentrum des Geschehens heraus kommt als nicht minder bedeutendes zweites Gebot das *kritische Hinterfragen*. Das fängt damit an, dass man auch den jeweils zweitwichtigsten Personen des jeweiligen Stückchens Weltgeschehen das Wort gibt und sie erklären lässt, wie schlecht die aktuell Verantwortlichen ihre Sache machen und um wie viel besser die bei ihnen aufgehoben wäre. Im Widerstreit dieser Meinungen schälen sich die *Kriterien* heraus, nach denen der Gang der Dinge zu beurteilen ist: das Kri-

terium des *Erfolgs der Macher*, des *Gelingens ihrer Vorhaben* im Allgemeinen sowie dessen Nutzenanwendungen auf Einzelfälle.

Diese Pflicht zu überparteilicher Information erledigt, schreitet der verantwortungsbewusste Journalist zu eigenen Lageberurteilungen. Die betreffen einerseits die ewig junge Frage, ob die Verantwortlichen es mit dem Good Will, den sie ihren Taten attestieren, auch wirklich ernst meinen: Man misst das Tun und Lassen der Macher an deren eigenen Erfolgskriterien. Doch natürlich bleibt es dabei nicht. Journalisten denken sich auch selbstständig in die Sachlage hinein, über die sie berichten, nehmen selber den Standpunkt der Sorge um deren Gelingen ein und machen den zum Leitfaden ihrer Berichterstattung. Dabei scheuen sie vor den Widersprüchen nicht zurück, die sich notwendigerweise einstellen, wenn sie die theoretisch betreute Angelegenheit mal in dem einen und mal in dem anderen größeren Zusammenhang begutachten. So lässt sich beispielsweise ein Streik – sofern er nicht überhaupt verboten ist und insgesamt als ordnungsfeindlicher Übergriff verworfen werden muss – danach beurteilen, ob er seinen Veranstaltern gelingt, ob die Mobilisierung klappt, ob die Stimmung stimmt usw.; daneben – die Aufteilung einer seriösen Zeitung in verschiedene „Bücher“ tut hier gute Dienste, es geht aber auch in ein und demselben Artikel – kommt dann die Einschätzung zu ihrem Recht, ob und wie sehr derselbe Streik die Branche schädigt, deren Erfolg insoweit als Urteilkriterium dient; das Ergebnis muss sich dann noch nicht einmal mit der Beantwortung der nächsten sorgenvollen Frage decken, welchen Schaden womöglich der nationale Wirtschaftsstandort erleidet oder, noch ein anderer Gesichtspunkt, der soziale Frieden im Land. Oder, anderes Beispiel: Es gibt von einem weltpolitisch wichtigen Rüstungsprojekt einer Nation wie Iran zu erzählen. Da wird erst quasi stellvertretend für das dortige Kriegsministerium die Frage beantwortet, wie es um die Erfolgsaussichten des Vorhabens steht, ob es fürs nationale Militär zweckmäßig und für die nationalen Finanzen verkraftbar ist; als Nächstes erfolgt die Prüfung, was daraus für die von verschiedenen Mächten beschworene Stabilität der Regi-

**Fortsetzung Seite 4, Spalte 3 Mitte**

## Kritik der bürgerlichen Wissenschaft

### Die Argumente der Geschichtswissenschaft Lauter Hintergründe,

### warum es so kommen musste

#### 1. Die Geschichte: angeblich bedeutsam für das Heute

Die Geschichtswissenschaft beschäftigt sich mit den unterschiedlichsten Dingen, die inhaltlich nichts verbindet. Das einzige, was sie gemeinsam haben, ist, dass es sie nicht mehr gibt. Genau das macht die verschiedenen Dinge zum Gegenstand der Geschichtswissenschaft.

Dass man es genau deswegen wohl mit einer Luxusbeschäftigung zu tun hat, die weiter zu nichts taugt – immerhin existiert das Zeug ja schon mehr oder weniger lange nicht mehr – dem widersprechen Historiker vehement. „Geschichtslose Generationen“ gelten ihnen als Anfang vom Ende der Kultur und noch jeder kennt die Aufforderung, „aus der Geschichte zu lernen“ –, was nur geht, wenn das Vergangene für die Gegenwart einen Erkenntniswert hat. Dies schließt die Behauptung ein, dass das Heute nur richtig verstehen kann, wer einen Blick auf das Gestern wirft:

„Wenn man die Gegenwart begreifen will, muss man sie aus ihrer Herkunft begreifen.“

Das kann gar nicht sein: Denn wenn das Gestrige wirklich ein Teil der Erklärung des Heutigen wäre, dann würde man bei der Analyse der Gegenwart schon auch drauf stoßen. Soll man zuerst die Vergangenheit studieren, so verweist das darauf, dass das Vergangene wohl herzlich wenig Bedeutung für die Erklärung der Gegenwart hat. Die Aufforderung, man solle sich gerade zum Verständnis des Heute erst einmal dem Gestern widmen, ist also eine Aufforderung zum Gegenstandswechsel. Man soll sich erst einmal mit etwas ganz anderem beschäftigen, was heute noch nicht einmal mehr existiert – das aber nicht wegen des Vergangenen, sondern wegen des Heute!!! Titel wie „Die Aktualität des Archipel Gulag“, „...der Einigungsbemühungen Karls des Großen“, „...des Mittelalters“ etc. sprechen aus, was die Unterstellung aller heutigen Geschichtswissenschaft ist: Die widersprüchliche Behauptung, dass die Befassung mit etwas, was es *nicht* mehr gibt, *Wesentliches* über das Spätere zu Tage fördern soll. Damit ist dann aber auch klargestellt, dass sich Geschichtswissenschaft weder mit dem Heute, noch mit dem Vergangenen oder dem Vorvergangenen für sich befassen will, sondern mit jedem Vorzustand *als* etwas für die Nachwelt *Bedeutsamem*, und mit jedem Nachher *als Gewordenem!*

#### 2. Das Ausgangsdogma der Geschichtswissenschaft: Alles historisch bedingt!

Das Grund-, Haupt- und Oberdogma aller Geschichtswissenschaft steht damit fest:

„Die Dinge sind geschichtlich bedingt. Sie sind an ihre Zeit gebunden. Wenn man darum eine Epoche begreifen will, muss man sie aus ihrer Herkunft begreifen.“

Statt sich zu fragen, was eine Sache ist, widmen sich Historiker der Frage, *woher* sie kommt. Den Begriff des Entstandenen setzt der Historiker kurzerhand in eins mit dessen Entstehen. Die Frage, was war, beantworten Historiker dann schon – aber wie:

„Der Erste Weltkrieg ist tief in den Traditionen des 19. und des beginnenden 20. Jhds. verwurzelt.“

Oder

„In diesem Sinne ist Auschwitz eine Reaktion auf den Archipel Gulag. Hier ist die tiefste Wurzel von Hitlers extremsten Handlungsimpulsen zu suchen.“

Was weiß man über den I. Weltkrieg, wenn man weiß, dass er angeblich lange Wurzeln hatte? Was weiß man über Hitlers Ausmerzungsaktion gegen die Juden, wenn man diese als angebliche Kopie einer anderswo vorausgegangenen „asiatischen Tat“ betrachtet? Erstens: *Nichts* – weil man nie etwas über eine Sache erfährt, wenn man weiß, woraus sie hervorgegangen ist. Die Latte ließe sich im Übrigen beliebig fortsetzen, ohne dass auch nur irgendeine Bestimmung einer historischen Epoche herauskommt: Das III. Reich ist aus dem II. hervorgegangen, dieses aus dem alten Zentralstaat; der war seinerseits ein Produkt des Feudalismus und der ist aus dem Niedergang des Römischen Reiches entstanden...

Zweitens erfährt man, dass diese Ereignisse angeblich *Folgen* von anderen historischen Gegebenheiten darstellen, von denen man ebenfalls nichts erfährt außer, dass aus ihnen

der I. Weltkrieg bzw. Auschwitz *hervorgegangen* sein soll. Was z.B. die Judenverfolgung im Faschismus zur Kopie einer anderswo stattgefundenen Massenvernichtung macht, bleibt ebenso ungeklärt wie die Frage, *worin* der „Reiz“ des Archipel Gulag für den „reagierenden“ Hitler bestanden haben soll. Eigentlich liegt nur eine Analogie, ein *Entsprechungsverhältnis* vor: Massenvernichtung hier wie dort, von der der Historiker einfach frech behauptet, dass sie in einem Verhältnis von Grund und Folge, Ursache und Wirkung stünden. Eine Behauptung, die rationell betrachtet überhaupt erst des *Beweises bedürfte*, warum und *inwiefern* russische Praktiken die Nazis zur Nachahmung bewogen haben. Die Frage so gestellt, wird aber auch sofort die kleine Lüge vom „Reiz“ Archipel Gulag offenkundig: Dass Hitler einfach nachgemacht hat, was ihm die Russen vorexerziert haben, nämlich missliebige Bürger zu massakrieren, will schließlich auch keiner behaupten. Dann geht es aber darum, was den Nazis am Archipel Gulag so nachahmenswert erschienen ist, und der Archipel Gulag als wie auch immer geartete Ursache würde sich aus der Analyse herauskürzen, weil alles daran hängt, *welche Zwecke* die Faschisten an den Juden exekutiert haben.

Aber genau diese Frage ist programmatisch getilgt, wenn an die Stelle der Erklärung der Eigenart eines vergangenen Ereignisses, aus der sich historische Verweise allererst ergeben könnten, die Behauptung tritt, jedes Ereignis könne nur aus seinem „historischen Kontext“ erklärt werden. Das methodische Programm, alles aus seiner Herkunft zu deduzieren, setzt an die Stelle einer Befassung mit den Begebenheiten ein endloses Knüpfen von Beziehungen zwischen der unerklärten Sache und lauter – genau so unerklärten – angeblichen „Voraussetzungen“, deren „Wirkung“ das historische Ereignis sein soll.

#### 3. Die Suche nach „Bedingungen“, „Triebfedern“ und deren „Auslösern“

Geschichtswissenschaft ist daher das methodische Gebot, der völlig beziehungslosen Abfolge in der Zeit – erst ist dies passiert, dann jenes, und dann jenes, und dann... – einen höheren Stellenwert als den eines schieren Nacheinanders beizumessen. Es ist das Gebot, einen *inneren Zusammenhang* zwischen Vorher und Nachher zu konstruieren.

##### a) Das Postulat eines inhaltlichen Zusammenhangs von Vorher und Nachher: Bedingung

Dass der zu erklärende Gegenstand mit anderen Gegebenheiten, die vorher existiert haben, *logisch* überhaupt etwas zu tun hat, wollen Historiker mit einer Formel bewiesen haben, die so plausibel klingt, wie sie trügerisch ist: *ohne Vorher kein Nachher!*

Zweifellos hat es viel Vorher vor den Nachhers gegeben. Nur, was beweisen die zentnerweise von den Historikern angeschleppten Voraussetzungen? Selbst wenn *ohne* das eine oder andere Vorher ein Ereignis *nicht* – oder *nicht so* – hätte stattfinden können: Was weiß man, wenn man z.B. weiß, dass Hitler ohne das ausgebaute Netz der Reichsbahn nicht so viele Wahlkreise hätte abklappern, „also“ nicht so viele Leute in so kurzer Zeit hätte beharken können? Erklärt das etwa, warum er sie „verführen“ und die Wahl gewinnen konnte? Was weiß man, wenn man weiß, dass z.B. *ohne* Erfindung des Schießpulvers und *ohne* Erfindung des Gewehrs Erzherzog Franz Ferdinand *nicht* hätte erschossen werden können? Sagt das irgend etwas über das Attentat von Sarajewo aus? Oder umgekehrt: Was ist nicht alles „ohne Gewehr“ „nicht denkbar“: die neuzeitliche Jagd, standrechtliche Erschießungen, jede Menge Krieg und Militärtaktik, Schützenvereine und Amokschützen, Biathlon, der Wilde Westen, und, und, und... Und nichts von all dem ist damit bestimmt, dass es ohne Gewehr nicht geht. Da müsste man schon sagen, was da *mit* Gewehr jeweils geht.

##### b) Die konstruierte Notwendigkeit in der Geschichte: Identifikation von Bedingung und Grund

Historiker wollen mit ihrem Bedingungsgehubere auf etwas hinaus: Ihre Ohne-Nicht-

Logik, die todernst gemeinten Sophistereien nach dem Kinder-Motto: „Was wäre nur aus mir geworden, wenn der Großvater die Großmutter nicht geheiratet hätte?“, Argumente des Kalibers: „Jedes Vorher hat seinerseits selbst viele Vorhers, ist also Vorher und Nachher, Bedingung und Bedingtes zugleich (Wahnsinn!). Wäre die Neuzeit ohne Mittelalter überhaupt möglich gewesen?“ (Man stelle sich nur vor: ohne Vergangenheit stünden wir echt im Hemd da) – all dies *suggeriert* eine *Notwendigkeit*, die die angeführten puren Voraussetzungen einfach nicht hergeben: Dass der habsburgische Thronfolger *ohne* die Erfindung des Schießpulvers *nicht* hätte erschossen werden können, heißt noch lange nicht, dass er *mit* demselben erschossen werden *musste*. Das Vorhandensein eines Mittels ruft halt noch lange keinen Zweck ins Leben, die *Möglichkeit* eines Attentats ist noch lange nicht die *Wirklichkeit* desselben.

Das macht einem Historiker aber gar nichts. Etwas komplizierter ausgedrückt, so dass die Bestimmtheit und damit auch die logische Differenz der Verhältnisbestimmungen Bedingung und Bedingtes, Ursache und Wirkung, Grund und Folge hinter vagen Andeutungen zum anvisierten Zusammenhang zurücktritt – und fertig sind veritable historische Fragestellungen: „Zum Verhältnis von Waffentechnik und kriegerischen Verwicklungen 1903–1918“, „Der Fortschritt des modernen Verkehrswesens unter besonderer Berücksichtigung der Entwicklung des zentralistischen Verwaltungsstaates zum Totalitarismus“ u.Ä.

Es handelt sich um die pure *Prätention* einer *Beziehungshaftigkeit* historischer Ereignisse, die durch das willkürliche In-Beziehung-Setzen mittels reichlichen Gebrauchs von Präpositionen und Konjunktionen (wie „und“, „von“, „zu“) belegt wird.

##### c) Die Bekräftigung des Fehlers: das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile

Zwar will kein Historiker vertreten, der I. Weltkrieg habe *wegen* der Erfindung des Schießpulvers stattgefunden, der Faschismus sei *wegen* des bereits eingerichteten Zentralstaats entstanden, oder Hitler sei *wegen* des erweiterten Schienennetzes der Reichsbahn ans Ruder gekommen; aber von der Idee einer Notwendigkeit des Geschichtsablaufs will trotzdem keiner lassen. Dass man aus Schießgewehr, Zentralstaat und Reichsbahn den I. Weltkrieg und den Faschismus *nicht* ableiten kann, gibt einem Historiker deswegen auch nur in einer Hinsicht zu denken: als *Schwierigkeit* nämlich, seine fixe Idee zu beweisen.

Und dieses, sein Beweisproblem deutet er kurzerhand in eine Eigenschaft des Geschichtsverlaufs um: Da hat man es angeblich mit lauter historischen „Faktoren“ zu tun, die alle „irgendwie“ ihren *Beitrag* zur Entstehung der Sache leisten –, *ohne* dass man genau sagen könnte *wie*. Woher man dann überhaupt wissen kann, dass Schießpulver und Gewehr, Zentralmacht und Reichsbahn an der Entwicklung des I. Weltkriegs oder an Hitlers Machtergreifung mitgewirkt haben, wenn man den bestimmten, positiven Beitrag des einzelnen Faktors gar nicht angeben kann, wird das ewige Geheimnis der Zufut bleiben.

Aber *so* – und nur *so* – lässt sich das *Ideal* aller historischen Erklärung umsetzen: *für sich* genommen soll zwar *keiner* der Faktoren erklärungs-fähig sein, *zusammengenommen* sollen diese Einzelteile dann aber *schon* so etwas wie ein geschlossenes Bild ergeben, das Einblick in den Gang der Geschichte gewähre. Die *Addition* von puren Voraussetzungen deutet noch jeder Historiker klammheimlich in eine *neue Qualität* der Geschichte um – in eine „Lage“, angesichts der es der Chronist (und sein Publikum) schon viel verständlicher finden, dass es kam, wie es gekommen ist.

##### d) Der tautologische Rückschluss vom Ereignis auf seine Möglichkeit: die Lage

Aus den reihenweise angekartten Voraussetzungen kann sich die Eigenart der behaupteten „Lage“ nicht ergeben; die angeblichen „Faktoren“ geben den Übergang ja gar nicht her. Die „neue Qualität“ „erschließt“ sich dem Historiker vielmehr aus dem, worauf er schließlich will: Da erfährt man dann beispielsweise über die „Lage“ vor dem I. Weltkrieg, dass die internationale Situation dermaßen „verworren“ war, dass „die *Spannungen* zwischen den Großmächten“ sich letztendlich auf dem Schlachtfeld „entladen“ mussten; oder sie war derart von „Großmachtstreben“ dominiert, dass man „die Lage“ einfach als rundum „*kriegsträchtig*“ beschreiben muss. Oh Tauto! Warum kam

es zum Krieg? – Weil „Spannungen“ sich „entladen“ mussten; selbstverständlich da, wo sie sich dann auch entladen haben, auf dem Schlachtfeld; die Situation war eben kriegsträchtig. Dem geschichtlichen Ereignis wird eine vorhergehende „Lage“ gleichen Inhalts zugeordnet, die sich vom zu begründenden Faktum nur dadurch unterscheidet, dass sie als *Tendenz dazu* ausgedrückt wird!

##### e) Historische Sinnstiftung: unausweichlich

Dass die Erklärung eines Ereignisses aus einem *Schwangergehen mit sich selbst* überhaupt als die respektable Angabe eines Grundes durchgeht, erklärt sich seinerseits nur aus dem *verkehrten Bedürfnis*, das die Historikerzunft umtreibt: In der festen Absicht, statt der Notwendigkeit eines Ereignisses, seinen Gründen eben, die Notwendigkeit des *Eintretens* eines Geschehens – und zwar ganz getrennt von einem *Zweck*, der selbiges bewerkstelligte! –, also dessen *Zwangsläufigkeit* beweisen zu wollen, vermittelt sie mit der Diagnose „Kriegsträchtigkeit“ das höchst begriffslose *Verständnis*, dass ein Krieg wohl auf der Tagesordnung stand – na dann!

Alles, was passierte, gilt somit als *Eigenschaft der Zeit*, in der es passierte. *Subjekt* des Krieges sind damit auch nicht die agierenden *Staaten* und deren kriegsträchtige Zwecke, sondern ein ominöses *Wesen* des beginnenden *20. Jahrhunderts*, das einen starken „Hang“ zum Militarismus aufwies und so der damaligen „Staatenkonstellation“ seinen Stempel aufdrückte...

##### f) Die „historische Situation“: Ein Schwanger-Gehen mit sich selbst, das eines Auslösers bedarf

Wenn die „historische Situation“ durch die Tendenz dazu bestimmt ist, dann stellt sich für Historiker nur noch eine Frage: Wie konnte z.B. aus der *Möglichkeit* des I. Weltkrieges seine *Wirklichkeit* werden, welche Umstände brachten die schlummernden Kräfte zum Wirken? Deswegen wendet sich das Historikerinteresse stets und konsequent der falschen Frage zu, welcher *Anlass* die fix und fertige Konstellation zum Ausbruch brachte, was denn nur den zwangsläufigen Gang des Ereignisses *ausgelöst* habe. Und da kennen sie sich aus: Das Attentat auf Franz Ferdinand in Sarajewo am 28.6.1914, das seinerseits nur zur „Bedingung“ werden konnte, weil das damalige „internationale Klima“ ein brodelndes Fass war, das nur den berühmten Tropfen brauchte, um es zum Überlaufen zu bringen, was wiederum daher rührte, dass die Staaten sich schon längere Zeit (seit 1823? 1871? 1907?) nicht mehr vertrugen...

So kommt es, dass das Erfinden von *Metaphern* in der Geschichtswissenschaft als *Argument* gilt. Die Legenden vom „Ausbruch“, aber auch von der „mutwilligen Entfesselung“ des I. Weltkriegs verdanken sich exakt dieser Logik: Das Bild, dass ein Krieg ausbricht wie ein Gewitter, oder wie ein Pulverfass explodiert, aber auch die Umkehrung, dass die Staatenlenker *statt* Frieden zu halten mit dem *Feuer* (gefährlich!) gespielt haben, bebildert das Vorurteil von den selbständigen Kräften, die in der Historie am Wirken wären – und von den Auslösern, die die schlummernden Kräfte geweckt hätten.

##### g) Von den Stilmitteln einer konstruierten Notwendigkeit

Logisch ist das alles überhaupt nicht. Damit hier überhaupt ein *Schein von Notwendigkeit* aufkommt, ist die *Form der Darstellung* nicht zu vernachlässigen. In die mehr oder weniger locker erzählte Chronik der Ereignisse werden die willkürlich konstruierten Zusammenhänge von Grund und Folge, die erfundenen Triebfedern, Tendenzen und Geistersubjekte, wie „das Wesen einer Epoche“ oder die „Traditionen des Abendlandes“, so eingeflochten, dass schon über die Art der Präsentation ein Hauch von Folgerichtigkeit entsteht.

Und einzig und allein dieses Verfahren ist es, das in die *Erzählungen*, Berichte und Anekdoten der Geschichtswissenschaft überhaupt erst das *Beurteilende*, den Schein von Durchblick hineinbringt. Anders gesagt: Geistige Spannung in ihr Fach bringt die Geschichts-

**Fortsetzung Seite 3, Spalte 1 oben**

**Sozialistische Gruppe  
Erlangen Nürnberg (SG)**  
c/o Sprecherrat, Turnstr.7, Erlangen  
**www.sozialistischegruppe.de**  
E.i.S.; V.i.S.d.P.: E.Piendl-Witzke, c/o Turnstr. 7, Erlangen

**LAUTER HINTERGRÜNDE, WARUM ES SO...**  
Fortsetzung von Seite 2, Spalte 4 unten

wissenschaft durch die hemmungslose Verwendung von Metaphern und der Modalverben „können“ und „müssen“.

#### 4. Die Leistung der Geschichtswissenschaft: Verherrlichung erfolgreicher Gewalt

##### Parteilichkeit I: So musste es kommen und so ist es recht

Das Resultat der Geschichtswissenschaft besteht in der ganz prinzipiellen *Rechtfertigung* all dessen, was es gab und gibt: Was passierte, *musste* auch so kommen – das ist die erste Lehre der Geschichtswissenschaft. Was sich durchsetzte, dessen Sieg war unausweichlich, weil es seine historischen Bedingungen vorfand; und was unterging, musste von der historischen Bühne verschwinden, weil es überholt war. Damit sind alle historischen Ereignisse für *unausweichlich*, also *unwidersprechlich* und *unkritisch* erklärbar.

Und jeder kennt es, wie sich damit die Weltgeschichte bis in die Attribute hinein fast schon wie von selbst schreibt. Z.B. das alte Rom: Erst war es *blühend*, hatte eine *hochstehende* Kultur, *moderne cives*, eine *imposante* Flotte und *überzeugende* Rhetoriker („*ceterum censeo...*“), mit denen sich jeder Krieg *gewinnen* ließ; dann begann der *Verfall*, die Bürger wurden *dekadent*, der Kaiser war *wahnsinnig*, die Schlachten gingen reihenweise *verloren*, bis das dem Untergang *geweihte* Riesenreich zu Staub zerfiel – die kursiv gesetzten Worte sind das ganze Argument und ergeben zusammengekommen *das* gedankliche Kriterium der Geschichtswissenschaft: Die Erfolgreichen verdienen Erfolg, Versager die Niederlage. In den Genuss des Prädikats „historisch notwendig“ gelangen also all die Zwecke, die sich *durchsetzten*. Historiker sind damit grundsätzlich *Parteiläufer der erfolgreichen Gewalt*. Noch jeder Historiker meint, es sei „von Vorteil, das Ende zu kennen“, gibt also zu, im historischen *Resultat* den Anhaltspunkt seiner Konstruktion zu haben. Der Erfolg in der Zeit ist der *einzigste Maßstab* des historischen Dogmas: Ohne zu wissen, wer gewonnen hat, lässt sich schließlich nicht schlaue deduzieren, was historisch notwendig war und was nicht! Mehr als die nachträgliche Rechtfertigung von all dem, wovon sie wissen, dass es sich durchgesetzt hat, ist also von Historikern nicht zu erwarten.

##### Parteilichkeit II: Und was (uns) nicht recht ist, hätte nicht so kommen müssen, wenn...

Als Parteiläufer der erfolgreichen Gewalt halten Historiker erst einmal alles, was eingetreten ist, deswegen für berechtigt; sich durchgesetzt zu haben verleiht in ihren Augen jedem Anliegen die höhere Weihe einer historischen Notwendigkeit. Neutral, aber nicht wertfrei erklären sie die Überlegenheit der erfolgreichen Gewalt zu deren gutem Recht: Jeder Erfolg *ist* „verdient“, weil er eingetreten ist. Selbst so hässliche Ereignisse, wie die Oktoberrevolution und der Faschismus, die sich der intimen Feindschaft freiheitlicher Historiker erfreuen, kommen in den Genuss des Prädikats „historisch notwendig“, denn auch sie sind nun einmal passiert...

Umgekehrt trifft es sich da ganz gut, dass die Historikertour der Beweihräucherung für ihre Umkehrung wie geschaffen ist: Wenn alles, was eingetreten ist, seine Notwendigkeit nur dadurch erhält, dass seine historischen *Voraussetzungen* vorlagen, braucht man das Argument nur umdrehen und die bloß *relative* Notwendigkeit eines unliebsamen Events zu betonen, um seiner moralischen und politischen Missbilligung Ausdruck zu verleihen: Das missliebige Ereignis war erstens doch *bloß* deswegen unausweichlich, weil seine Bedingungen vorhanden waren; und zweitens waren es bloß *Bedingungen*, die nichts begründen, sondern nur wegen Fehlern, Versagern und bösem Willen der verantwortlichen Subjekte wirksam wurden. Statt zu betonen, wie unausweichlich eine Machtergreifung, eine Epoche oder ein Krieg gewesen sind, muss man nur fragen, ob daaaaaa denn *wirklich* nötig gewesen wäre, und siehe da: *Wäre* eine der siebzehn „Bedingungen“ *zufällig* ausgeblieben und *hätten* die Zuständigen besser getickt, wäre alles *ganz anders* gekommen, oder zumindest ein bisschen: *Hätte* Lenin nicht im plombierten Waggon durch Deutschland nach Hause fahren dürfen, und *wären* die liberalen Kräfte in Russland nicht so zerstritten gewesen...;

## „Bedingungsloses Grundeinkommen“ – Kapitalismus mit menschlichem Antlitz?

Als Reaktion auf Arbeitslosigkeit und Lohnsenkungen ist in letzter Zeit die Idee populär geworden, der Staat solle jedem Bürger eine finanzielle Grundsicherung, also ein monatliches Einkommen garantieren. In linken Kreisen, unter anerkannten Ökonomen und Soziologen bis hinauf zum Bundespräsidenten hat diese Idee inzwischen Karriere gemacht. „Bedingungslos“ soll das Einkommen sein, es soll also wirklich jeder Bürger erhalten – unabhängig davon, über wie viel Einkommen bzw. Vermögen er verfügt. Diese Forderung erscheint mitten in der deutschen Hartz-IV-Gesellschaft auf den ersten Blick als unvorstellbare soziale Tat: Leute sollen Geld bekommen, ohne dafür arbeiten zu müssen, und das auch noch ohne Bedürftigkeitsprüfung. Statt sich über eine solche Forderung zu wundern, könnte man ihr aber auch eine radikale Auskunft entnehmen: Da gibt es Leute, die bemerken, dass die herrschende Wirtschaftsordnung trotz ihres unübersehbaren Reichtums die Existenz einer in die Millionen gehenden Zahl von Gesellschaftsmitgliedern nicht sichert. Daraus ziehen sie aber nicht den Schluss, dass diese Wirtschaftsordnung dann durch eine zu ersetzen sei, die genau das garantiert, was die gegenwärtige nicht tut: den Lebensunterhalt *aller* auf dem Niveau, das dem Stand der Produktivkräfte gerecht wird. Vielmehr halten sie an der existierenden Produktionsweise fest, in der es Leute mit und ohne Vermögen gibt und in welcher der Lebensunterhalt Letzterer davon abhängt, dass sie von den Eigentümern nur dann ein *Arbeitsentgelt* bekommen, wenn ihre Arbeit zur Vermehrung des Privateigentums taugt. Weil aber die Arbeit einer wachsenden Zahl von Leuten nicht nachgefragt wird, so dass sie auch kein Einkommen haben, sollen sie mit Hilfe eines staatlich finanzierten Grundeinkommens über Wasser gehalten werden. So sei trotz des Fortbestehens von Arbeitslosigkeit das Überleben aller, auch der (Dauer-) Arbeitslosen gewährleistet – meinen jedenfalls dessen Befürworter – und stellen damit klar, dass sie an diesem Wirtschaftssystem selbst unbeirrt festhalten wollen, in dem der Lebensunterhalt Vermögensloser grundsätzlich davon abhängt, dass sie eine Arbeit verrichten, die den Reichtum der Vermögenden vermehrt.

„Genug für alle!“ versichert Attac und wirbt mit seiner gleichnamigen Kampagne gleich für den *Realismus* der Forderung nach einem Grundeinkommen. Die fortschreitende Produktivität der Wirtschaft mache auf der einen Seite immer mehr Leute arbeitslos, schaffe aber auf der anderen auch einen Überfluss an Gütern, mit denen diese Gesellschaft – und nicht nur die – locker versorgt werden könnte, wenn man diesen Überfluss nur richtig verteilen würde. Ein netter Gedanke, könnte man meinen, würden die Befürworter des Grundeinkommens nicht zugleich an dem Grundsatz festhalten, dass es bei der Produktion auf *Rentabilität* ankommt. Dass nämlich kapitalistische Unternehmen nur dann produzieren lassen und die dafür notwendige Arbeitszeit bezahlen, wenn sie sich einen Überschuss über die zur Produktion aufgewendeten Kosten versprechen, das halten die kritischen Geister von Attac für eine „Realität“, an der man „nun ein-

*hätten* sich die Massen vom ‚Anstreicher‘ aus Österreich nicht so blenden lassen, *wäre* Weimar keine ‚Republik ohne Republikaner‘ gewesen, *hätten* die demokratischen Parteien Weimars mehr Härte gezeigt und *hätte* Hitler keinen Zweifrontenkrieg geführt... –, *dann*, ja dann hätte alles ganz anders sein können! Das Verfahren ist stets dasselbe. Was bei diesem rückwärtigen Verdolmetschen der Geschichte als Resultat und was als Bedingung genommen, was als notwendig und was als Unglück qualifiziert, was als zeitgemäß oder nicht und was als Erfolg oder Misserfolg gewertet wird, kann sich gar nicht am historischen Argument entscheiden: Denn mit diesem Verfahren kann man alles und jedes als notwendig oder bloß bedingt, als Anfang vom Ende oder Anfang eines Neubeginns behaupten. Für welche Seite oder welches Vorhaben man sich jeweils entschließen mag, entscheidet sich deswegen getrennt vom historischen Argument nach der vorgängigen politischen *Einstellung* des Historikers und diktiert dessen Wertungen. Und wie man in die Quelle hineinruft, so schallt es dann auch wieder heraus!

mal nicht vorbeikommt“. Rationalisierungen, die Kapitalisten vornehmen, um sich durch Einsparung von bezahlter Arbeit in der Konkurrenz durchzusetzen, halten sie *einerseits* für „vernünftig“, weil reichumssteigernd, wäre da nicht *andererseits* die üble Folge, dass die darüber Entlassenen erwerbs- und damit mittellos werden. Also müsste doch bloß der Staat dafür sorgen, dass keiner mehr mittellos ist, dann könnte doch die Wirtschaft prächtig so weitermachen wie bisher.

Diese Idee hat auch Befürworter aus der Wirtschaft, wie den Gründer der Drogeriemarktkette **dm**, Götz Werner:

„Die Wirtschaft hat nicht die Aufgabe, Arbeitsplätze zu schaffen. Im Gegenteil. Die Aufgabe der Wirtschaft ist es, die Menschen von der Arbeit zu befreien. Und das ist uns in den letzten 50 Jahren ja auch grandios gelungen.“ (Stuttgarter Zeitung, 02.07.2005)

Wenn er betont, dass die Wirtschaft nicht für die Schaffung von Arbeitsplätzen zuständig sei, dann plaudert er einerseits eine Selbstverständlichkeit der Marktwirtschaft aus: Unternehmer sind für Profit zuständig und dafür ist die bezahlte Arbeit ein Mittel. Nur dann, wenn sie lohnend eingesetzt werden kann, wird Arbeit gezahlt und sonst eben nicht. Andererseits wendet er sich damit aber auch gegen die zentrale Ideologie von der „Verantwortung der Wirtschaft für Arbeitsplätze“. Stellt sich nämlich heraus, dass relevante Teile der arbeitsfähigen Bevölkerung dauerhaft nicht mehr als Lohnarbeiter gebraucht werden, dann soll man die Wirtschaft auch nicht mehr mit dieser Forderung behelligen. Elegant passt er gleich im Fortgang die Ideologie an diese neuen Gegebenheiten an: Er behauptet einfach als Aufgabe der Wirtschaft, was die sowieso die ganze Zeit macht, nämlich in immer neuen Rationalisierungswellen lebendige Arbeit überflüssig zu machen, und belegt das mit dem positiv besetzten Begriff „Befreiung von Arbeit“. Das ist zwar genauso wenig wahr wie die alte Ideologie, ermöglicht ihm aber, aus einem vermeintlichen Versagen der Wirtschaft einen grandiosen Erfolg zu verfertigen. Um diesen Erfolg würdigen zu können, muss man nur seinen harten Inhalt vergessen: „Grandios gelungen“ ist der Wirtschaft „in den letzten 50 Jahren“ die Verbilligung der bezahlten Arbeit durch die Entlassung der Leute, die wegen der Erhöhung der Produktivität für den Profit nicht mehr benötigt werden, und damit die Streichung ihres Einkommens. Genau so werden die feinen Gebrauchsgüter immer massenhafter und immer billiger hergestellt – und die, die sie produzieren, immer ärmer, weil sie „von Arbeit befreit“ wurden, wie Götz Werner dies umzudeuten beliebt. Die in Arbeit verbliebenen Leute unterliegen derweil derselben Kalkulation: Aus jeder bezahlten Arbeitsstunde holt ihr Arbeitgeber durch Einsatz produktiverer Maschinen mehr Produkt aus ihnen heraus, durch Intensivierung wird die Arbeit immer mehr verdichtet und durch Verlängerung der Arbeitszeit das für die Kapitalseite so lohnende Verhältnis ausgedehnt. Hier schiebt sich nichts mit „Befreiung“ von Arbeit, *obwohl* doch die nützlichen Güter so flugs hergestellt werden können: Weil diese Güter ausschließlich für den Gewinn hergestellt werden, der mit ihnen erzielt werden soll, kommt im Kapitalismus aus einer Produktivitätssteigerung niemals heraus, dass die notwendige Arbeit für alle kürzer und leichter wird und das Leben angenehmer. Wenn es in der Ökonomie wirklich auf die Versorgung der Menschen mit nützlichen Gütern und möglichst bequeme Arbeits- und Lebensbedingungen ankäme, dann wäre der Kapitalismus die dümmste Tour, dies zu verwirklichen.

Doch das sehen die Verfechter eines bedingungslosen Grundeinkommens ganz anders:

„Jetzt kommen wir zur zweiten Aufgabe: Die Wirtschaft muss die Güter nicht nur produzieren. Sie muss die Menschen auch mit ausreichend Geld ausstatten, um zu konsumieren.“ (Götz Werner, ebda.) Na klar, das macht Sinn: Erst eine Güterproduktion einrichten, die auf Gewinnerzielung in Geldform ausgerichtet ist, also auf möglichst niedrige Kosten spechtet – vor allem niedrige Lohnkosten! –; darüber lauter Arme mit und ohne Arbeitsplatz erzeugen, denen das Geld zum Leben fehlt; und anschließend soll dieselbe Wirtschaft „die Menschen auch mit ausreichend Geld ausstatten, um zu konsumieren“ – die gleichen Menschen, die sie zuvor von

„Arbeit befreit“, also von ihrem *Einkommens*-erwerb getrennt hat, weil sich ihre Bezahlung für die Rentabilität der Produktion nicht lohnt. Wirtschaftswissenschaftler wie Thomas Straubhaar vom Hamburgischen Weltwirtschafts-Institut – ebenfalls ein Befürworter des bedingungslosen Grundeinkommens – kommen da schnörkellos zum Punkt:

„Die Lohnnebenkosten sind das dominante Problem des Arbeitsmarktes. Das will ich aufbrechen. [...] Der Lohn wird befreit vom sozialpolitischen Ballast [...]. Die soziale Sicherung wird davon abgekoppelt. Das ist das Grundeinkommen.“ (Stuttgarter Zeitung, 15.11.2005)

Er will gar nicht erst den Eindruck erwecken, mit dem Grundeinkommen würde eine grandiose soziale Tat für Mittellose ins Werk gesetzt. In seinen Augen ist „die Wirtschaft“ das Not leidende Subjekt, weil der Staat mit den Zwangsbeiträgen zu seinen Sozialversicherungskassen die Lohnkosten in steigendem Umfang belastet. Deshalb ist auch der Staat dafür zuständig, mit der Einführung eines Grundeinkommens und der gleichzeitigen Streichung sämtlicher bisheriger Sozialausgaben, die mittels „Zuschlägen“ zum Nettolohn („Lohnnebenkosten“) finanziert werden, dafür Sorge zu tragen, dass „die Wirtschaft“ nur noch die Zeit bezahlt, in der sie die Arbeitskräfte für ihren Profit braucht, nicht jedoch – per Sozialabgaben – auch noch die Zeiten, in denen sie diese vorübergehend (wegen Krankheit) oder überhaupt nicht mehr (Entlassung, Alter) brauchen kann. Weil der Staat aber notorisch unter leeren Kassen leidet – wie man als durch und durch realistischer Wissenschaftler gar nicht eigens zu betonen braucht –, ergibt sich mit diesem Kriterium zusammengenommen ganz selbstverständlich die Höhe dieses Grundeinkommens:

„Derzeit liegt das gesetzlich festgelegte Existenzminimum bei 7.664 Euro im Jahr. Das wäre die Obergrenze. [...] Im Gegenzug werden alle anderen Sozialleistungen wegfallen, einschließlich der Rente und des Arbeitslosengeldes. [...] Von diesem Geld in Deutschland zu leben, ist wirklich kein Zuckerschlecken.“ (Straubhaar, ebda.)

„Kein Zuckerschlecken“ verharmlost den Zustand ja geradezu, der ein profitverträgliches Grundeinkommen für die davon Abhängigen bedeuten würde. Es soll ausdrücklich „nicht reichen, um den Lebensstandard der Durchschnittsbevölkerung zu finanzieren, sondern soll ausschließlich die Existenz sichern.“ Mitten in einer Gesellschaft, „die nie gekannten Überfluss produziert“ (Götz Werner), würden die Menschen, die, weil sie keinen Arbeitsplatz finden, nur vom Grundeinkommen leben müssen, auf ein Lebensniveau knapp oberhalb des nackten Überlebens festgelegt – und das wird auch noch als großartiges Angebot präsentiert: „Wir wollen ja nicht in den Dschungel zurück, wo es nur ums nackte Überleben geht.“ Danke, Herr Prof. Straubhaar!

Den Grund für diese „Großzügigkeit“ plaudert der gelehrte Mann auch noch aus: „Natürlich wirkt es immer leistungshemmend, wenn wir garantieren, dass niemand verhungert.“ Aber allzu viel mehr darf man im Kapitalismus eben nicht garantieren, will man den Zwang zu einer Leistung erhalten, die sich für diejenigen, die sie erbringen, nicht lohnt. Nur mit dem ständig drohenden Verlust des „Lebensstandards der Durchschnittsbevölkerung“ lassen sie sich zuverlässig zu ständig steigenden Leistungen erpressen, mit denen sie das Eigentum ihrer „Arbeitgeber“ vermehren, von dem sie genau dadurch dauerhaft ausgeschlossen bleiben. Kein Wunder, dass Ökonomen wie Straubhaar das „gesetzliche Existenzminimum“ in einer Größenordnung festgelegt sehen wollen, die diese Leistungsbereitschaft, auf die es im Kapitalismus ankommt, nicht „hemmt“: eben in der Höhe „eines absoluten Existenzminimums.“ Nur ein „Grundeinkommen“ oder „Existenzgeld“, das bestenfalls die nackte physische Existenz sichert, garantiert den Erfolg der Erpressung zum Dienst an fremdem Eigentum. Das Grundeinkommen muss so gering sein, dass es jedem damit „Beschenken“ ziemlich unausweichlich nahe legt, sich nach einer Lohnarbeit umzutun, wenn er anständig leben können will. Dabei war doch der Ausgangspunkt aller Überlegungen über das *Grundeinkommen* die Tatsache, dass es wegen des „grandiosen“ Erfolgs Götz Werners und seiner Kollegen von „der Wirtschaft“, die Menschen von immer mehr Arbeit befreit zu haben, *gar nicht genug Arbeitsplätze für alle* gibt, die zur Sicherung ihres Lebensstandards einen brauchen!

**„ENDLICH WERDEN DIE DEUTSCHEN  
NORMAL“**

Fortsetzung von Seite 1, Spalte 4 oben

belehrt: Das einfache Volk ist den Politikern, Schulmeistern, Intellektuellen im lockeren, unverkrampften Patriotismus weit voraus. Wo diese lauter „künstliche“, wie man jetzt weiß, Patriotismus-, Leitkultur- und Integrationsdebatten vom Zaun brechen, führt das Volk ihnen vor, wie es all diese Ziele auf einmal verwirklicht: Es brüllt einfach „Deutschland!“ Da können die Vordenker nicht mehr anders, als sich von der allgemeinen Stimmung zu genau dem aufrufen zu lassen, was sie mit ihren verkrampften Debatten beabsichtigt hatten: „*Viel zu lange haben wir die Fahne und andere nationale Symbole den Rechten überlassen!*“ (Stoiber 24.6.06) Jetzt heißt es, auch den Nationalismus den Nazis zu entreißen! „*Stolz auf Deutschland zu sein, ohne auch nur ansatzweise zum Nazi zu mutieren – es geht!*“ (SZ 19.6.06)

Wenn die Parteilichkeit für die Nation und ihren Triumph dem heutigen Deutschland gilt und nicht dem damaligen, kann doch nichts schlecht daran sein! Zumal sie *weltoffen und freundlich* und nicht feindselig gegen andere auftritt: Guter Patriotismus, der das eigene Land über alles liebt, ist eben ganz etwas anderes als böser Nationalismus, der andere verachtet. Die Unbedenklichkeit des patriotischen Wohlfühlens, das mit dem Nationalismus, den man einmal für gefährlich hielt, einfach nichts zu tun hat, beweisen erstens alle Formen des Gastgeber-Nationalismus, der im Land der WM blüht: Hier setzt man seinen Stolz nicht nur in den Sieg der eigenen Mannschaft, sondern auch ins Gelingen des Mega-Events, bei dem die Augen der Welt auf das effiziente, reiche, gastfreundliche Deutschland gerichtet sind. „*Ganz Deutschland jubelt schwarzrotgold – und Freunde aus aller Welt feiern mit. Die deutsche Flagge ist der Ausweis der Gastgeber: 'Kommt her, wir zeigen euch, wie schön Deutschland sein kann.'*“ (Renate Künast, Die Grünen) Die farbige Kriegsbeimale ist eine Art Ordnerbinde der Gastgeber und selbstverständlich kein Nationalismus. Den nächsten Beweis liefert das Ereignis selbst, an dem sich die nationale Welle entzündet: Tatsächlich, es sind sportliche Wettkämpfe, kein Krieg! Die Mehrzahl der Fans kann Spiel und Leben noch unterscheiden; nach dem Abpfiff hören sie mit ihren „Macht sie fertig“-Parolen auch wieder auf – und wenn nicht gleich, dann immerhin nach ein paar Stunden Freuden- und Schmach-Corso. Erstaunlich viele Deutsche präsentieren sogar die Fähnchen anderer Nationen, tauschen Trikots, fordern nicht nur, sondern erweisen auch anderen nationale Ehre. Mancher Liebhaber findet den modischen Patriotismus so unanfechtbar, dass er ihn gar nicht mehr entdecken kann: „*Angeblich gibt es einen neuen Patriotismus des Herzens, eine Liebe zum Land, die sich im Fahنشwenken und in 'Deutschland, Deutschland'-Rufen zeige. [...] Wer aber im Lande rumreist, wer in den Stadien ist und wer sich vor den Großleinwänden rumtreibt, hat eher den Eindruck, dass die große Masse einfach nur feiern will. Die Fahne oder das Trikot ist weniger Ausdruck von Patriotismus als von Partywillen.*“ (Der Spiegel 25/06) Dass gefeiert wird, soll dementieren, was da gefeiert wird. Das aber kann nicht das letzte Wort sein. Vor lauter Verharmlosung soll ja die Sache nicht vergessen gemacht werden, die da verharmlost wird!

**Bloß eine Party? Keineswegs!**

Bundespräsident Köhler lobt die schwarzrotgoldene Massenbegeisterung, die sich überhaupt nicht in einer Party erschöpfen darf. Durch sie sieht er das Land von einem alten Leiden geheilt. „*Dass jetzt ein Fahnenrausch durchs Land geht, würde ich als Hinweis werten, dass sich das Land weiter normalisiert, dass man jetzt unverkrampft auf seine Nationalfahne zeigt und sich mit ihr schmückt. Das sollten wir doch gut finden.*“ (FAZ 19.6.06) Der alte Verfassungspatriotismus, das bisschen Zurückhaltung in Sachen nationaler Präpotenz, die man sich in Deutschland nach Hitler auferlegt hatte, war demzufolge unnormale, eine Verkrampfung und Selbstverleugnung. Bedenklich, lernen wir, ist nicht Nationalismus, sondern seine Bremsung und Relativierung. Jetzt erst haben sich die Deutschen ganz dazu befreit; sich zu geben, wie sie wirklich sind und sich fühlen: als natürliche Nationalisten. Sie müssen sich nicht mehr ver-

stellen, wie frühere political correctness es verlangt hat. Auch die Deutschen brauchen und haben ein Recht auf unrelativierten Nationalismus.

Anderer Publizisten und Politiker begrüßen den endlich gesunden Nationalismus, indem sie den Fehler dieser Gesinnung geradezu offen aussprechen und ihre Leistungen für den Staat mit einiger Übertreibung rühmen.

Das geht an mit einem *Lob der Integration* der Einwanderer. Manche der deutschen Türken z.B. – nicht gerade willkommen, zur Assimilation aufgerufen, am Einbürgerungstest scheitern – haben weder vor noch nach der WM einen Grund, sich zu diesem Gemeinwesen zu bekennen. Jetzt tun sie es! Neben dem roten Halbmond zeigen sie die deutschen Farben am Auto, an der Dönerbude. Das ist Integration! Nichts hat sich für sie verbessert, aber sie liefern das geforderte Bekenntnis unaufgefordert, ungezwungen, glaubwürdiger als jeder Test es prüfen könnte.

Noch wertvoller ist die Integration der sozial abgeschriebenen Unterschicht. „*Zwischen mehreren tausend Fans steht Joachim Erfurt. Ein hagerer, kranker Mann von 45 Jahren mit eingefallenen Wangen und einem wild wuchernden Vollbart. Er ist einer der Unentwegten, der Verzweifelten, die immer noch gegen die Zumutungen des globalisierten Deutschland demonstrieren. Aber er ist nicht glücklich über seine Zugehörigkeit zu dieser Gruppe. Er empfindet sie als Zwangsgliedschaft, die ihm vom deutschen Staat aufgezwungen wurde. Erfurt würde gern Teil von etwas anderem, etwas Positivem sein, aber er weiß nicht von was, und so kam er erst einmal auf die Leipziger Fan-Meile, kaufte sich eine Tröte, blies hinein mit seiner halben Lunge... Joachim Erfurt scheint ein wenig verwundert zu sein über seine Verwandlung vom Kritiker Deutschlands zur Werbefigur für Deutschland. Doch er fühlt sich gut. Er ist ein bisschen angekommen.*“ (Der Spiegel 25/06) Ganz egal, ob die eines Hitler würdige Ableitung des Nationalismus aus der Armut erfunden ist oder nicht: So sieht das Dazugehören aus, das die Hartz-IV-Klienten jederzeit haben können. Wenn sie sich einfach nicht mehr darum kümmern, wie Deutschland ihnen mitspielt, wenn sie konsequent ignorieren, dass sie von allem, was Leben heißt, ziemlich ausgeschlossen sind, wenn sie sich nur noch in die Deutschland-Fans einreihen wollen, dann sind auch sie im Volk aufgenommen und „angekommen“. „*Während der Dauer des Turniers interessieren sich Hartz-IV-Empfänger, Investmentbanker und Intellektuelle für dasselbe. Im Jubel sind die Grenzen der sozialen Herkunft verwischt.*“ (ebd.) So will die Nation ihre Unterschicht!

Die Kanzlerin verspricht, von der Begeisterungsfähigkeit ihres Volkes Gebrauch zu machen: „*Ja, Deutschland ist ein Sanierungsfall. Wenn ich aber die Begeisterungsfähigkeit der Menschen bei der Weltmeisterschaft sehe, dann ist mir nicht bange, dass wir auch diese Herausforderung meistern werden.*“ (Merkel, 20.6.06) Die Sanierung des Staatshaushalts und die anderen antisozialen Reformen müssen gelingen, wenn die verordneten Opfer von den Geschädigten aus Liebe zu Deutschland gerne erbracht werden! Das ist keine Zukunftsmusik: Alle Zeitungen vermerken, dass während des WM-Taumels sehr geräuschlos die größte Steuererhöhung in der Geschichte der BRD durchs Parlaments gebracht wurde: „*Vermutlich könnte die Bundesregierung gerade auch die Mehrwertsteuer verdoppeln und kaum einen würde es interessieren.*“ – meint Der Spiegel und will keineswegs ein Ablenkungsmanöver anklagen, mit dem die Bürger zu ihrem Schaden hinter Licht geführt werden. Im Gegenteil: So sollte es immer laufen – und so könnte es laufen, wenn das Volk die Vaterlandsliebe, die es in der WM beweist, auf Dauer stellen würde. Noch das vielfach geäußerte Bedauern, dass der wunderbare Ausnahmezustand wohl wieder aufhören wird, bekennt, wie sich Regierung und Medien das Volk wünschen: besoffen vor Nationalismus, ohne Rücksicht auf sich selbst, zu allem bereit, was in irgendeiner Weise „Deutschland vor!“ verspricht.

\*

Lesetipp: Der WM-Zirkus ist eine echte Probe aufs Exempel des umfassenden Grundsatzartikels: „Das Volk – eine furchtbare Abstraktion“, GegenStandpunkt 1/2006. Zu beziehen über den Buchhandel oder über: [www.gegenstandpunkt.com](http://www.gegenstandpunkt.com)

**Die SG veranstaltet einmal im Monat mittwochs einen Diskussions-termin. Näheres unter [www.sozialistischegruppe.de](http://www.sozialistischegruppe.de)**

## Geschichte als Argument

„Vergangen, vergessen, vorüber“: diese gelungene Alliteration aus dem Schatzkästlein deutschen Liedgutes mag ein Historiker gar nicht leiden. Er sieht die Sache bekanntlich genau anders herum: Alles was war, interessiert ihn brennend. Die disparatesten Sachen, die keinen anderen Zusammenhang als den eines Neben- und Nacheinanders in der Zeit haben und zusammengehalten werden nur durch den Gesichtspunkt, dass sie vorbei sind, vor dem Heute liegen, sind Gegenstand der Geschichtswissenschaft: das alte Byzanz, die Reformation, das alte Rom, der Faschismus und und und. Auch alte Münzen, Siegel und Handschriften gehören dazu.

Absonderliche Hobbys gibt's viele. Aber eine Hobbyveranstaltung, ein abseitiges Orchideenfach will die Geschichtswissenschaft nicht sein. Vielmehr soll ihr Herumwühlen in der Vergangenheit einen nicht zu knappen Erkenntniswert haben. Diese Überzeugung lebt von der Behauptung, dass Vergangenheit keineswegs etwas nicht mehr Gültiges ist, sondern höchste Bedeutsamkeit besitzt für das Heute und für uns alle, weil die Geschichte so manche Lehre bereithält.

Bei so viel präntendierter Bedeutsamkeit fragt man sich schon:

– wenn die „Aktualität“ des Gestrigen eh darin besteht, dass es im „Heute“ aufscheint, warum soll man sich dann nicht gleich diesem zuwenden und daraus „Lehren“ ziehen?

– liegt da nicht der Verdacht nahe, dass, wenn man sich zur Aufklärung über das Heute das Gestrige extra zu Gemüte führen muss, es gar nicht um Aufklärung, sondern um historische Überhöhung des Heute geht?

– und welcher Art soll die Lehre sein, die uns die Geschichte, dieses aparte Subjekt, erteilt? Oder ist das schon der Grundgedanke dieser Lehre selbst?

Um die Fehler historischen Denkens und seinen nationalen Kern geht es am:

**Mittwoch, 19. Juli 2006, 20.00 Uhr (s.t.)  
Turnstr. 7 (Gebäude des Sprecherrats, 1.OG), Erlangen**

**SCHULE DES NATIONALISMUS**

Fortsetzung von Seite 1, Spalte 4 unten

on folgt; dann wird die Affäre aus noch höherer Warte in ein vorgestelltes oder aus Washington übernommenes Gesamtkonzept globaler Sicherheit eingeordnet und sorgenvoll gefragt, wie es um dessen Erfolgsaussichten steht – wobei in solchen Fälle freilich nicht selten die Kunstfertigkeit zu bewundern ist, mit der ein Bericht seinen übergeordneten Standpunkt auf die immanente Beurteilung des Unternehmens abfärben lässt, nach dem Motto: Was fürs ganz große Ganze dysfunktional bis schädlich ist, kann auch für sich genommen nicht richtig gelungen sein... Das gleiche Muster kommt in der etwas kleineren Welt etwa des öffentlichen Nahverkehrs zur Anwendung oder in Berichten aus der Fußball-Liga, die dasselbe Geschehen nacheinander als die Sache eines einzelnen Vereins, als Frage der Spannung im Gesamtwettbewerb, vom Standpunkt der Nationalmannschaft und als Sorgenfall des Spielermarkts behandeln.

In der Auswahl ihres Standpunkts, des „Rahmens“, innerhalb dessen sie Erfolg oder Misslingen einer Sache diagnostizieren, sind Journalisten im Prinzip frei. Wie von selbst bleiben sie mit dem „Wir“, in dessen Namen sie das Weltgeschehen betrachten und um dessen gemeinsame Sache sie sich kümmern, jedoch regelmäßig an jenem größten Ganzen hängen, das für sie und ihr Publikum praktisch verbindlich ist. In letzter Instanz reimen sie alles auf die „Sache“, nämlich den Erfolg ihrer Nation: des Volkes, als dessen öffentliches Wahrnehmungsgeschehen und Urteilsvermögen sie sich begreifen, und des Staatswesens, als dessen „4. Gewalt“ sie Anerkennung finden wollen – nicht zuletzt in Form von Auflage und Absatzzahlen. Am liebsten stellen sie sich gleich wie allzuständige Regierungssprecher auf, achten dabei aber sehr auf kritische Distanz zu den Verlautbarungen der wirklichen Machthaber, denen sie in ihrer Berichterstattung ja schon den gehörigen Platz einräumen. Mal erlauben sie sich einen kritischen *Idealismus*, konfrontieren das große und kleinere Weltgeschehen mit moralisch hochstehenden Vorstellungen von einer heilen Volks- und Völkergemeinschaft und vermissen Schritte zur Einlösung einschlägiger Verheißungen, niedergelegt etwa in der UNO-Charta oder der Präambel eines Regierungsprogramms. Dann geben sie wieder dem Standpunkt des kritischen *Realismus* den Vorzug, geißeln jedes Stück Sozialpolitik als unsinnige Geldverschwendung und benutzen den Ausdruck „Weltverbesserung“ als Schimpfwort. Den Rahmen des allgemein Akzeptierten, des national Üblichen, der staatsbürgerlichen Sittlichkeit verlässt ein verantwortungsvoller Journalismus dabei so gut wie nie; Verstöße dagegen muss er umgekehrt oft genug den wirklich Verantwortlichen, aber auch den Regierten zum Vorwurf machen. Anbiederung an die Regierenden ist seine Sache nicht; dazu sind Journalisten zu sehr An-

wälte des Volkes. Populismus ist ihnen genauso fremd; dazu liegt ihnen eine funktionierende Staatsgewalt zu sehr am Herzen. Von Opportunismus findet sich im journalistischen Ethos insofern keine Spur.

Mit ihrem Einsatz weiß die Gilde der Meinungsmacher sich in einer doppelten Pflicht, die sie gerne in einem Aufwasch erledigt. Auf der einen Seite will sie dem Volk die Welt erklären, den Betroffenen die Maßstäbe vermitteln, nach denen sie gerechterweise zu beurteilen haben, wie ihnen mitgespielt wird; deswegen stellen sie dem Publikum die Probleme vor, an denen ihr Gemeinwesen laboriert und an deren Bewältigung die Politik – Staat, Wirtschaft, Vereinspräsidenten... – sich abmüht, und werben um Verständnis für alles, wofür sie selbst Verständnis haben. Auf der anderen Seite liegt einem freien Journalismus daran, allen Verantwortlichen auf die Finger zu schauen, Warnungen entgegenzuschleudern, Mahnungen mit auf den Weg zu geben, auch schon mal Ermunterung zuteil werden zu lassen und insgesamt klar zu machen, dass sie ihre Sache erfolgreich zu machen haben, weil sie deren gutes Gelingen keinem Geringeren als ihrem guten Volk schulden. In dessen Namen monieren Journalisten Defizite in der Tätigkeit wie in der Selbstdarstellung der Machthaber und der gesellschaftlichen Prominenz überhaupt; sie lassen durchblicken oder geben auch direkt Tipps, wie beides, das Engagement der Maßgeblichen für ihre Aufgabe wie für ihr Image, zu verbessern wäre, und erteilen Tag für Tag Zensuren. Damit wirken sie natürlich geschmacks- und urteilsbildend auf das Publikum zurück, in dessen Namen sie den wichtigen Leuten den Spiegel vorhalten. Das darf sich nicht bloß als ideeller Schiedsrichter in allen Weltaffären vorkommen, sondern als mitdenkender Ratgeber der Macher gut vertreten fühlen.

So stiftet guter Journalismus die Einheit des Nationalismus von oben mit dem Nationalismus von unten und umgekehrt.

*Der ausführliche Artikel mit Fallstudie ist nachzulesen in:*

**GEGENSTANDPUNKT 2-06**

**Im Buchhandel erhältlich:**

- Ex Libris, Bismarckstr. 9, 91054 Erlangen
- Bahnhofsbuchhandlung Schmidt & Hahn, Bahnhofspl. 8, 90456 Nürnberg
- Die Bücherkiste, Schlehengasse 12, 90402 Nürnberg
- Hugendubel, Ludwigspl. 1, 90403 Nürnberg
- Rüssel, Frankenzentrum, Glogauer Str. 38, 90473 Nürnberg

**Bestellungen beim GegenStandpunkt-Verlag, Augustenstraße 24, 80333 München**

**Tel.: 089/272 16 04, Fax: 089/272 16 05  
E-Mail: [gegenstandpunkt@t-online.de](mailto:gegenstandpunkt@t-online.de)**